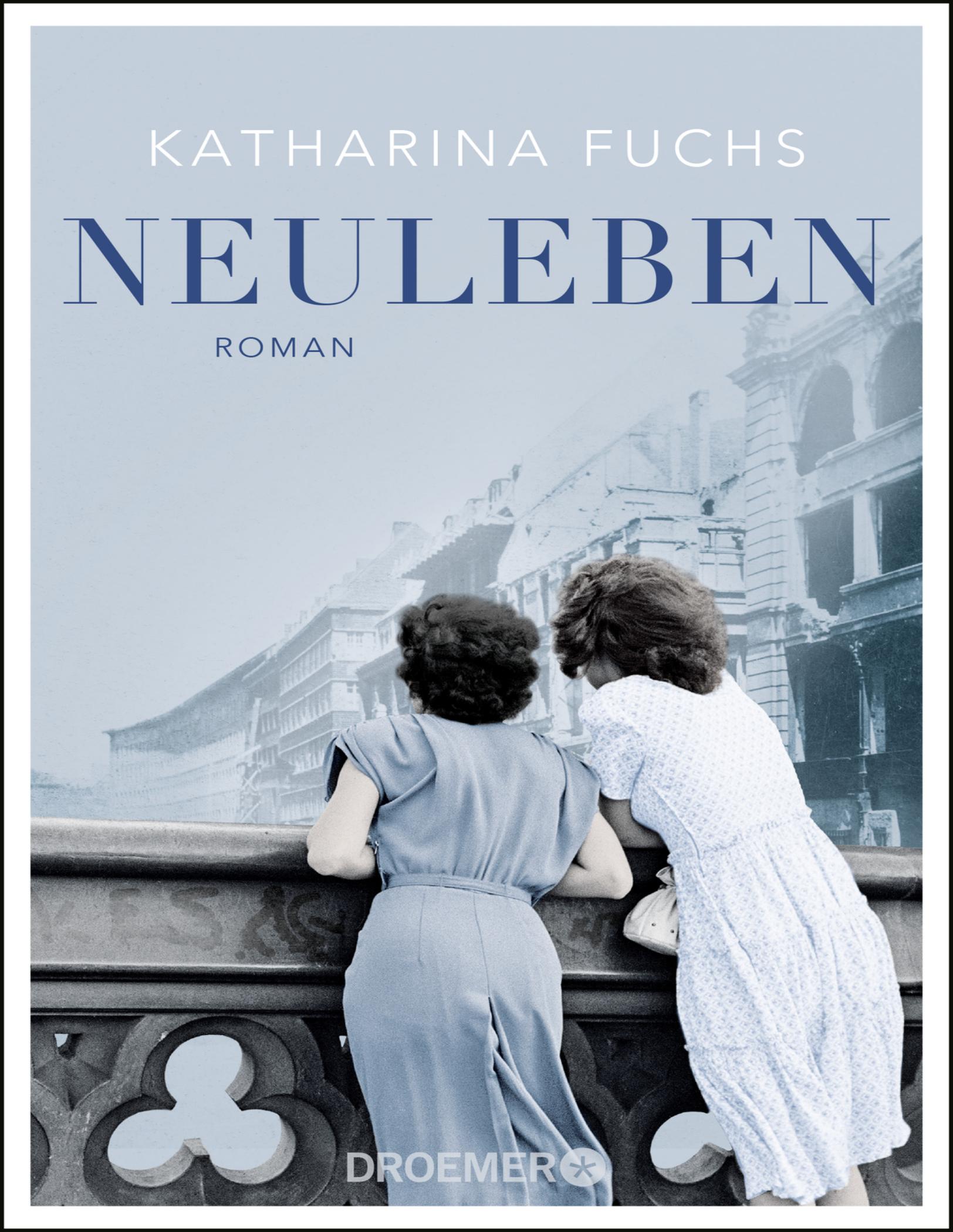


KATHARINA FUCHS

NEULEBEN

ROMAN

DROEMER*



Katharina Fuchs

Neuleben

Roman

Über dieses Buch

Weil sie als Tochter eines Wehrmachtsoffiziers und einer Großgrundbesitzerin in der DDR nicht studieren darf, zieht Therese Trotha 1953 nach West-Berlin. Dort muss sie erleben, wie die wachsenden Unterschiede zwischen Ost und West auch ihre Familie auseinanderbrechen lassen. Auch ihr Studium gestaltet sich schwierig: Kommilitonen und Professoren machen Therese das Leben schwer, denn als eine von nur zwei Frauen an der juristischen Fakultät ist sie ein Fremdkörper. Dennoch geht sie unbeirrbar ihren Weg, kämpft für eine Anstellung als Richterin und taucht auf Familienfesten rauchend und im Minirock mit wechselnden »Verlobten« auf ...

Verständnis für Thereses Träume scheint lediglich ihre Schwägerin Gisela zu haben: Die Schneiderin aus einfachen Verhältnissen hat mit Thereses Bruder eine »gute Partie« gemacht. Doch die Rolle als Hausfrau und Mutter allein füllt sie nicht aus.

Inhaltsübersicht

Therese

Gisela

Therese

Gisela

Therese

Gisela

Therese

Charlotte

Gisela

Therese

Anna

Gisela

Therese

Gisela

Felix

Therese

Gisela

Therese

Gisela

Therese

Gisela

Therese

Gisela

Felix

Therese

Charlotte

Gisela

Felix

Therese

Gisela

Therese

Charlotte

Gisela

Felix

Therese

Gisela

Therese

Gisela

Therese

Anna

Gisela

Therese

Gisela

Anna

Therese

Gisela

4. Juli 1954

Epilog

Nachlese

Danksagung

Stammbaum

Leseprobe »UnserkostbaresLeben«

Therese

Therese wusste, dass sie zu spät dran war. Die dicke Schönfelder- Gesetzessammlung mit dem signalroten Einband fest unter ihren Arm geklemmt, versuchte sie, zwei Stufen auf einmal zu nehmen. Sie musste den Hörsaal unbedingt noch vor Beginn der Vorlesung erreichen. Ihr wadenlanger, grauer Rock war allerdings nicht für große Schritte geschaffen, und deshalb war sie nicht schnell genug. Kurz bevor sie den obersten Treppenabsatz erreicht hatte, hörte sie, wie die hohen Flügeltüren mit einem satten, tiefen Ton ins Schloss fielen. Der Nachhall füllte das menschenleere Treppenhaus der Berliner Freien Universität. Sekunden später legte sie die Finger auf den runden Türknauf aus poliertem Messing, fühlte das kalte Metall in ihrer Handfläche und zögerte. Wandte ihr Gesicht nach rechts zu der hohen Fensterfront, und betrachtete den zartblauen Morgenhimmel mit den feinen weißen Wölkchen. Die kahlen Äste einer Buche bewegten sich im Märzwind, der auch die allerletzten vertrockneten Blätter fortwehte. Warum bloß war die U-Bahn am Kurfürstendamm nicht gekommen?, fragte sie sich. Mehr als zwanzig Minuten hatte sie an der Station gewartet und war schließlich wieder nach oben zur Bushaltestelle geeilt.

Eine halbe Ewigkeit hatte der Autobus bis hinaus nach Dahlem benötigt. Nun kam sie schon zum zweiten Mal zu spät, und das Semester hatte gerade erst begonnen. Sie holte tief Luft, zog die schwere Tür auf und setzte einen Fuß auf den Parkettboden des Saals. Professor Wulff stand hinter dem Rednerpult und blätterte im ersten Drittel des Schönfelders. Der schlanke, hochgewachsene Hochschullehrer mit dem grau melierten Seitenscheitel schien sie nicht zu bemerken. Der Saal fiel zu seinem Pult hin steil ab, und von hier konnte sie alle Reihen gut überblicken. Dort – etwa drei Meter von ihr entfernt – war ein freier Platz am Rand, neben einem Kommilitonen, den sie flüchtig kannte. Er trug einen royalblauen Pullover, der aus dem grauen Einerlei der übrigen Männerkleidung hervorstach, und nickte ihr sogar zu. Möglichst unauffällig huschte sie herüber, er nahm seine Jacke auf den Schoß, klappte die Sitzfläche für sie herunter, und sie rutschte, ohne ihren Mantel auszuziehen, auf das glatte Buchenholz. Geschafft!, dachte sie, atmete erleichtert aus und flüsterte: »Danke!«

»Na, wieder die Bahn verpasst?«, raunte ihr Sitznachbar zurück und sah sie an. Sein Gesicht war gut geschnitten, und seine weit auseinanderstehenden braunen Augen betrachteten sie ohne diesen irritierten Ausdruck, den sie von so vielen anderen schon gewohnt war.

Sie antwortete leise: »Nein, die U-Bahn ist nicht gekommen.« Und während sie noch darüber nachgrübelte,

woran es wohl liegen mochte, dass er sie so freundlich und ungezwungen behandelte, fiel die Tür mit einem weit durchdringenderen, metallischen Ton ins Schloss als vorhin, als der letzte Student sie ihr vor der Nase zugezogen hatte. Professor Wulff hob den Blick, und seine Augen wanderten suchend über die Köpfe seiner Studenten. Therese rutschte auf ihrem Sitz weiter nach unten und machte sich klein. Die Mütze!, fiel es ihr siedend heiß ein. Sie hatte vergessen, ihre dunkelgrüne Baskenmütze abzunehmen.

»Fräulein Trotha!«, hörte sie die scharfe Stimme des Professors und zuckte zusammen.

»Sie kommen zu spät!«

Sie zog die Mütze vom Kopf und strich sich über ihre braunen, streng frisierten Haare. Am liebsten hätte sie sich in Luft aufgelöst.

»Entschuldigung«, sagte sie leise.

»Entschuldigung, Herr Professor, heißt es!«, verbesserte er sie.

»Entschuldigung, Herr Professor.«

»Na, schön!«

Wulff wirkte halbwegs besänftigt, als er sich wieder dem Gesetzestext zuwandte. Therese atmete auf.

»Du hast es überstanden!«, flüsterte ihr Nachbar, und sie nickte kaum merklich. Doch auf einmal verschränkte Wulff die Arme und legte zwei Finger an die Wange. Er betrachtete sie. Nach einigen Sekunden sagte er: »Seien

Sie versichert, dass es hier Studenten gibt, die etwas lernen möchten, Fräulein Trotha. Gehören Sie auch dazu?«

»Ja, Herr Professor«, antwortete sie und faltete die Hände unter der Bank.

»Ich bin etwas besorgt ... wir wollen doch keinesfalls, dass Sie gleich zu Anfang des letzten Semesters examensrelevanten Stoff versäumen! Kommen Sie«, sagte er und machte mit dem rechten Arm eine Bewegung, die wohl einladend aussehen sollte.

»Hier vorne in der ersten Reihe ist noch ein Platz für Sie frei, neben Fräulein von Prignitz. Wir haben unsere beiden einzigen Damen gerne alle im Blick, nicht wahr, meine Herren?«

Ein zustimmendes Raunen ging durch den Saal. Wie so oft drehten sich die Köpfe ihrer Kommilitonen zu ihr um. In ihren Augen eine Mischung aus Gereiztheit und Sensationslust. Therese merkte, wie ihr das Blut den Hals hinauf bis in die Wangen stieg. Wie immer blieb ihr nichts anderes übrig, als der Aufforderung ihres Professors zu folgen. Langsam stand sie von ihrem Sitz auf. Aus dem Augenwinkel bemerkte sie den bedauernden Gesichtsausdruck ihres Sitznachbarn. Während sie mit hochrotem Kopf die steilen Treppenstufen nach unten lief, hörte sie das Getuschel.

»Täusche ich mich, oder ist sie seit dem letzten Semester noch hässlicher geworden«, flüsterte eine junge Männerstimme ein paar Reihen oberhalb von ihr, laut

genug, dass es die meisten hören konnten. Unterdrücktes Lachen.

Therese traute sich nicht, in die Richtung zu schauen, aus der die Beleidigung kam, sondern setzte sich mit gesenktem Kopf auf den freien Platz in der ersten Reihe. Am liebsten hätte sie sich die Hände auf die Ohren gedrückt und wäre aus dem Saal gerannt.

»Nun, da auch die letzte Studentin den Weg in unseren Hörsaal und auf ihren Platz gefunden hat, können wir endlich beginnen. Das geht leider alles von Ihrer Vorlesungszeit ab, meine Herren.«

Nach einer kurzen rhetorischen Pause, um dem lauten Gemurre Raum zu geben, setzte er die Worte »... und Damen« hinzu. Dann fixierte er erneut die erste Reihe.

Therese traute sich kaum, ihn anzusehen. Womöglich rief er sie auch noch gleich als Erste auf. Professor Wulff hatte vom ersten Semester an keinen Hehl daraus gemacht, wie wenig er von Frauen in der Jurisprudenz hielt. Es war keine einzige Vorlesung vergangen, ohne dass er versucht hatte, sie oder die einzige andere Kommilitonin vorzuführen und bloßzustellen. Jetzt traf es die andere.

»Fräulein von Prignitz«, begann er und deutete mit seiner ausgestreckten Hand auf die Studentin neben ihr.

»Stellen Sie sich vor, Sie säßen in der mündlichen Prüfung des ersten Staatsexamens, was ja nun ... rein theoretisch natürlich, denn dazu müssten Sie die

schriftlichen Examina bestanden haben ... im nächsten halben Jahr der Fall sein könnte.«

Thereses Sitznachbarin begann sofort, nervös mit dem Fuß zu wippen, der in einem plumpen Halbschuh steckte. Einerseits war Therese erleichtert, dass sie erst einmal aus der Schusslinie des Professors gelangt war.

»Was können Sie uns über das Konstrukt und die Voraussetzungen der Culpa in contrahendo erzählen«, fuhr Professor Wulff fort, »die ja eines der Randprobleme unseres Falls ist, den ich Ihnen in der letzten Vorlesung ausgeteilt habe.«

Andererseits ahnte Therese, dass Marie von Prignitz vermutlich keine besonders zufriedenstellende Antwort auf die Frage haben würde. Sie mochte Marie und hatte sich recht schnell mit ihr angefreundet. Nicht nur weil sie die einzigen weiblichen Studenten des Semesters waren. Sondern auch aufgrund ihrer ähnlichen Vergangenheit. Sie waren beide auf großen Gutshöfen aufgewachsen, die jeweils bei Kriegsende in die Hände der Roten Armee gefallen waren. Therese stammte von dem Hofgut Feltin, nicht weit von Chemnitz. Ihre Familie war kurz nach Kriegsende enteignet worden. Maries Familiengut lag im Kreis Allenstein im ehemaligen Ostpreußen. Was sie Therese über ihre Flucht über die Ostsee geschildert hatte, übertraf ihre eigenen Leiden in den letzten Kriegsjahren bei Weitem, obwohl sie selbst Schreckliches erlebt hatte.

Längst war der riesige Landbesitz der Familie von Prignitz durch die Sowjetregierung annektiert worden.

Marie stand langsam auf und drehte nervös einen Bleistift zwischen ihren Fingern. Therese sah sie unauffällig von der Seite an. Ihr unförmiges Kostüm schlackerte an ihrem Körper und saß genauso unvorteilhaft wie ihr eigenes. Sie besaßen beide weder ein Gefühl für Mode noch genug Geld, um sich neue Kleidung zu kaufen. Keine von ihnen gehörte zu den Kundinnen, die sich auf die lang ersehnte Ware in den neu eröffneten Geschäften entlang des Kurfürstendamms stürzten. Das hatten sie gemeinsam. Aber eines unterschied Marie von Prignitz ganz deutlich von Therese: Sie hatte ein hübsches, ebenmäßiges Gesicht.

»Das Institut der Culpa in contrahendo, auch cic genannt ...«, begann sie jetzt leise.

»Ah, sieh mal da!«, unterbrach sie Wulff schnarrend.
»Sie kennen sogar die Abkürzung. Na, Donnerwetter!«

Von den hinteren Reihen tönten Lachsalven.

»Aber die Frage ist, ob uns das hier sehr viel weiterbringt! Und es sei angemerkt, dass es sich hierbei um eine reine Wiederholung handelt!«

»Also, was ich sagen wollte, war, dass das Institut des Verschuldens bei Vertragsschluss ...«

»Ahhh, und die deutsche Bezeichnung kennen Sie auch!«
Jetzt lachte fast der ganze Saal. Marie strich sich eine Strähne ihrer blonden, welligen Haare hinter das Ohr und

fuhr fort: »... aus allgemeinen Rechtsgrundsätzen im Wege richterlicher Rechtsfortbildung hergeleitet wird. Erste Voraussetzung ist die Aufnahme von Vertragsverhandlungen ...« Sie stockte und sah abwartend zu Wulff.

»Ja, was ist? Sprechen Sie weiter!«, herrschte er sie an.

Marie fuhr fort: »... und zweite Voraussetzung ist eine vorvertragliche Pflichtverletzung.«

»Wunderbar!«, rief Wulff und klatschte in die Hände: »Damit haben Sie bewiesen, dass Sie theoretisch etwa über den Wissensstand einer durchschnittlichen Rechtsanwaltsgehilfin verfügen, und das ein Semester vor dem ersten Staatsexamen.«

Wieder brachen die Kommilitonen in Lachen aus.

»Übrigens ein sehr reizvoller Beruf für eine Frau. Auch dort hat man die Gelegenheit, einen guten Ehemann mit einem mittleren Einkommen zu finden.« Wieder wurde seine Erwartung zustimmender Reaktionen aus dem Publikum nicht enttäuscht.

Therese sah ihn voller Abscheu an. Wie selbstgefällig er sich im Erfolg seiner sarkastischen Bemerkungen sonnte.

»Aber lassen wir das. Nun sind Sie ja hier, und jetzt subsumieren Sie mal, Fräulein von Prignitz.«

Marie war inzwischen kreideweiß im Gesicht. Therese konnte sich so gut in sie hineinversetzen. Sie fühlte ihre Scham, als wäre es ihre eigene. Mit leiser Stimme begann

Marie, wieder zu sprechen: »Also, dadurch, dass A einen Tisch für die Feier der Firmung seiner Tochter ...«

»Lauter!«, rief der Professor. »Es versteht Sie ja keiner mit Ihrem kleinen, schwachen Stimmchen. Wenn Sie später einmal in einem Gerichtssaal stehen ...« Er schirmte seinen Mund mit der Hand ab und wandte sich an die Studenten, so als könnten Marie und Therese ihn dadurch nicht hören. »... was wir im Namen der Rechtspflege nicht hoffen wollen.« Er nahm die Hand wieder vom Mund und steckte sie in die Hosentasche. »... sollten Sie über eine Stimmlage verfügen, deren Schallwellen einen Radius von dreißig Zentimetern deutlich überschreiten.« Wieder brach der Saal in Gelächter aus. Doch Professor Wulff hob die Hand, um die Studenten um Ruhe zu bitten. »Bitte, fahren Sie fort, Fräulein von Prignitz!«

Marie holte tief Luft und sprach mit wesentlich lauterer, aber dafür zitternder Stimme: »Dadurch, dass A einen Tisch für die Feier seiner Tochter in dem Restaurant ›Zur letzten Instanz‹ reserviert hat, hat er ...«

»Sehr gut, Fräulein von Prignitz«, unterbrach sie der Professor. »...den Restaurantnamen konnten Sie sich also auch merken!«

Wieder sorgte Wulffs ironischer Kommentar für Gekicher unter den Kommilitonen. Jetzt war Marie vollends aus dem Konzept gebracht und sah Hilfe suchend zu Therese. Diese gab vor, sich Notizen zu machen. In großen Buchstaben schrieb sie die Antwort auf einen Zettel und schob ihn so in

Maries Richtung, dass sie ihn auch im Stehen lesen konnte. Marie warf einen gehetzten Blick darauf. »Das Reservieren eines Restauranttischs stellt einen Vorbereitungsakt zum nachfolgenden Abschluss eines Bewirtungsvertrags dar und dient somit seiner Anbahnung«, gab sie den Text wieder.

Doch natürlich war Wulff ihr Blick auf Thereses Zettel nicht entgangen, und er zog die Augenbrauen hoch: »Na schön, meine Damen: Ich werde wohl dafür sorgen müssen, dass Sie während des Examens sehr weit auseinander sitzen. Und nun wollen wir keine Zeit mehr verschwenden!«

Er deutete auf einen jungen Mann in der dritten Reihe: »Herr Mahler, bitte erläutern Sie uns doch Ihre Lösung.«

Therese sah sich zu Albrecht Mahler um. Er war ein blasser unscheinbarer Kommilitone mit einem Pfeffer-und-Salz-Sakko, der sich von Anfang an durch kluge, durchdachte Antworten hervorgetan hatte. Während Mahler emotionslos die Falllösung erläuterte, sank Marie mit versteinerner Miene auf ihren Sitz zurück. Therese zerknüllte langsam den Zettel und biss sich auf die Lippen. Sie wusste genau, wie sich Marie jetzt fühlte, und sie wusste auch, dass sie ihrer Freundin mit ihrer Vorschreiberei einen Bärendienst erwiesen hatte. Jetzt hatten sie sich beide komplett blamiert, und Wulff würde sie noch dazu während der Prüfungen unter besondere Beobachtung stellen.

»Meine Damen und Herren, ich kann Ihnen nur dringend ans Herz legen, von nun an regelmäßig die Übungsklausuren mitzuschreiben. Das Examen lässt für die meisten von Ihnen nicht mehr lange auf sich warten.«

Wieder sandte Wulff einen vielsagenden Blick in die erste Reihe zu Marie und Therese: »Und es gibt immer noch die Möglichkeit, sich das Elend zu ersparen.«

Als die Vorlesung vorbei war, packten sie Block und Stift ein, zogen sich die schäbigen Mäntel an und gingen stumm nebeneinanderher zum Ausgang.

»Es tut mir leid, ich wollte dich nicht bloßstellen«, begann Therese.

Marie schaute starr geradeaus und verlangsamte nicht einmal ihren Schritt. Sie zuckte nur mit den Schultern. »Egal, meinen Ruf als Dummchen unseres Semesters hatte ich sowieso von Anfang an weg.«

»So ein Unsinn!«, protestierte Therese und stieß sie mit dem Ellbogen an.

»Ich wünschte, ich hätte auf meine Mutter gehört und wäre Kindergärtnerin geworden, statt Jura zu studieren. Aber vielleicht mache ich das noch«, fügte Marie hinzu.

Jetzt blieb Therese stehen. Eine Handvoll Studenten drängte sich an ihnen vorbei, die Treppe hinauf. Zwei von ihnen hatten eine auffällige Narbe auf der Wange, sie waren ganz sicher Mitglieder einer schlagenden Verbindung. Die waren offiziell verboten, aber jeder

wusste, dass sie längst wieder existierten. Für männliche Studenten hatten sie in Zeiten der Wohnungsnot einen unschätzbaren Vorteil: Sie boten Wohnheime mit Studentenbuden. Einer von ihnen, mit glatt zurückgestrichenen blonden Haaren, raunte Therese und Marie zu: »Na, meine Damen? Wulff hat es heute wirklich wieder auf Sie beide abgesehen. Das war sicher kein Zuckerschlecken, oder?«

»Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten, Herr Hammer«, fauchte Therese ihn an, als sie sah, wie aus Maries Gesicht der letzte Rest Farbe wich.

»Wann gehen Sie endlich einmal mit mir aus, Fräulein von Prignitz?«, fragte er, stützte sich lässig mit einer Hand auf eine Rückenlehne und tat so, als sei Therese gar nicht da.

Marie holte tief Luft, doch alles, was ihr einfiel, war: »Darauf können Sie lange warten!«

»Warum sich hier weiter abplagen? Heiraten Sie mich, dann kommen Sie viel leichter zu Ihrem Assessor.«

»Idiot!«, gab Marie zurück.

»Was müssen Sie unbedingt Jura studieren! Später werden Sie doch sowieso Hausfrauen«, bemerkte ein anderer und zog lässig eine Pfeife aus seiner Brusttasche, steckte sie sich in den Mundwinkel. Der Dritte griff ihn am Arm. »Komm schon, wir müssen weiter!«

Die meisten hatten vor ihnen den Hörsaal verlassen, um rechtzeitig zur nächsten Vorlesung zu kommen. Sie fand

einige Straßen entfernt in einer der alten Dahlemer Villen statt, die zum Campus der Universität gehörten. Die Pause war knapp bemessen. Beide Frauen sahen ihren Kommilitonen hinterher, als sie auf einmal eilig die Treppen hinaufkletterten. Marie wollte ebenfalls zum Ausgang gehen, doch Therese griff nach ihrem Arm und drehte sie sachte zu sich um.

»Mach dir nichts draus!«, sagte sie.

»Sieht du es nicht, oder willst du es nicht sehen? So denken die alle! Mir reicht es endgültig. Ich höre auf!«

»Das Studium abbrechen? Im sechsten Semester? Das kannst du nicht wirklich ernst meinen!«

Sie sah in das klare, blasse Gesicht ihrer Studienkollegin. Es war nahezu makellos, bis auf die ein wenig nach oben gebogene Nase. Durch Thereses Kopf rauschte der eine Gedanke: Wenn Marie aufhört, muss ich das hier ganz alleine durchstehen!

»Marie, es ist doch nicht mehr ewig! Jetzt hast du so lange durchgehalten. Du hast alle Scheine bestanden. Wenn du jetzt aufhörst, war die ganze Mühe umsonst.«

»Erstens habe ich sie nur mit deiner Hilfe bestanden, zweitens ist Wulff bei Weitem nicht der Einzige, der der Ansicht ist, ich sei hier fehl am Platz, und drittens schaffe ich das Examen sowieso nicht.«

»So ein Unsinn! Natürlich schaffst du es!«

Marie drehte sich wieder um, ging langsam weiter.

»Wulff hat ja recht. Je mehr ich darüber nachdenke, umso klarer wird mir, dass ich hier nicht hingehöre. Die Staatsrechtsvorlesung schenke ich mir jedenfalls.«

Therese suchte nach einer passenden Erwiderung, aber es fiel ihr keine ein. Je länger sie darüber nachdachte, desto mehr wurde ihr bewusst, wie wenig sie selbst an Marias Eignung für die Juristerei glaubte. Ganz im Gegensatz zu ihr, die haargenau wusste, dass Richterin der einzige Beruf war, den sie einmal ausüben wollte, hatte sie bei Marie von Anfang an gespürt, dass ihrer Studienwahl keine innere Überzeugung zugrunde lag. Und wenn sie ehrlich zu sich gewesen wäre, hätte Therese sich eingestehen müssen, dass es eine große Portion Egoismus war, die sie die folgenden Schmeicheleien aussprechen ließ: Sie sei doch sprachlich weit überdurchschnittlich begabt und könne spielend mit den anderen mithalten. Auch wenn sie vielleicht nicht das Ass im Bereich Logik sei. Und es heiße doch immer über den juristischen Beruf, man müsse nicht unbedingt beide Eigenschaften in übergroßem Ausmaß besitzen, um ein guter Jurist zu werden. Und schließlich sei sie doch sehr intelligent. Therese biss sich auf die Lippen. Marie war vielleicht gewitzt und pfiffig, und ganz gewiss nicht dumm, aber war sie wirklich ein kluger Kopf? Würde sie sich zunächst durch das Staatsexamen und später auch durch die Referendarzeit womöglich nur quälen?

Ja, so wird es sein!, sagte ihr eine innere Stimme, doch die konnte sie jetzt nicht gebrauchen.

»Und außerdem: Hast du denn gar keinen Stolz, Marie?«, beendete sie ihren Vortrag, genau in dem Moment, als sie nebeneinander die quadratischen Steinplatten des Vorplatzes überquert hatten und auf die Straße traten. Therese sah auf ihre zierliche Armbanduhr. Sie hätte längst in der nächsten Vorlesung sitzen sollen.

»Falls du zur U-Bahn willst, die fährt heute sowieso nicht!«, sagte sie.

Marie nickte: »Weiß ich! Eine Bombenentschärfung.«

Mit zusammengepressten Lippen stellten sie sich an der Bushaltestelle auf. Sofort blies ihnen der kalte Ostwind durch die Allee ungehindert ins Gesicht und fuhr unter die wollenen Röcke. Er trieb ihnen die Tränen in die Augen. Sie sahen die grau gepflasterte Straße hinunter. Einige alte Villen des Stadtteils Dahlem hatten den Krieg wie durch ein Wunder unbeschadet überstanden. Doch auf dem Grundstück, das dem Hauptgebäude gegenüberlag – dem ehemaligen Institut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft –, lag eine Brachfläche, auf der keine Häuserwand oder Mauer den eisigen Wind aufhielt. Trotz der Kälte und des aufgestellten »*Betreten verboten*«-Schilds spielten dort Kinder. Der Krieg war nun seit acht Jahren vorbei, und mithilfe des amerikanischen Marshall-Plans war schon Ende der Vierzigerjahre der Wiederaufbau der zerstörten Stadt begonnen worden. Die Berliner hatten fünfundsiebzig

Millionen Kubikmeter Schutt fortgeräumt, daraus Baumaterial gewonnen und Trümmerberge aufgeschüttet. Und noch immer ragten Ruinen empor, mit leeren Fensterhöhlen, durch die der Wind piff. Viele Stadtkinder hatten nie eine intakte Straßenflucht gesehen. Ihnen dienten solche Trümmergrundstücke, die von der schrecklichen Katastrophe der vergangenen Jahre zeugten, mit ihrem Unkraut, ihren Trampelpfaden und Sträuchern als Spielplätze. Marie wandte ihr Gesicht in die Richtung, aus der sie den Bus erwartete. Jemand hatte junge Bäume in die Beete gesetzt, wo früher einmal mächtige Buchen ihre Äste ausgebreitet hatten, um in heißen Großstadtsommern Schatten zu spenden und in harten Wintern Schutz vor dem Wind zu bieten. Unmittelbar nach dem Krieg war der Hunger groß, das Brennholz knapp. Dies hinterließ noch lange Spuren in der Stadt: Der Tiergarten war verheizt worden, der Grunewald großflächig gerodet, und auch der alte Baumbestand vereinzelter Alleen war aus blanker Not in den Kohleöfen der Berliner Wohnungen gelandet. Die dünnen Stämmchen ihrer Platzhalter, die bei Weitem nicht so stabil waren wie die Pflöcke, an denen sie angebunden waren, wirkten zart und schutzbedürftig. Unbarmherzig zerrten die harten Windböen an ihren fragilen Zweigen und den versteckten Trieben. Wann endlich würde der eisige graue Winter des Jahres 1953 von der Frühlingssonne vertrieben werden?

Therese streckte eine Hand aus und ordnete Maries braunes Mantelrevers, das sich beim Anziehen nach innen geklappt hatte. Dann hauchte sie ihre Finger an. Da sie beide ihre dicken Gesetzessammlungen, die im Studentenjargon nur die »roten Ziegelsteine« genannt wurden, mit sich herumtrugen, konnten sie die Hände nicht in die Manteltaschen stecken.

»Handschuhe und ein Schal wären jetzt schön, wenn man sie nicht wieder mal in der Eile zu Hause hätte liegen lassen!«, bemerkte Marie.

»Ich habe meine Handschuhe sowieso letzte Woche in der U-Bahn verloren«, entgegnete Therese und sah ihre Freundin an: »Komm schon, Marie. Im Hörsaal ist es wenigstens warm! Die eine Vorlesung noch, und danach wird der Abschied von der provisorischen Mensa gefeiert, die alte Rostlaube wird endlich geschlossen ... das können wir uns auf keinen Fall entgehen lassen.«

Gleichzeitig hatte sie klar vor Augen, wie sehr sie den Spott ihrer Kommilitonen auf sich ziehen würden, wenn sie jetzt alle beide verspätet in der Strafrechtsvorlesung auftauchten. Doch sie sagte: »Und Professor Sternberg ist doch einer der Netteren!«

Marie suchte Thereses Blick und schien darin nach ihren Hintergedanken zu forschen. Therese versuchte, einen Gesichtsausdruck aufzusetzen, der die Zweifel ihrer Freundin zerstreuen würde. Wie oft waren sie schon an diesem Punkt gewesen. Sie wusste, dass sie ihr kein

aufmunterndes Lächeln schenken konnte. Dazu war ihr Gesicht zu stark entstellt. Das Einzige, was helfen konnte, war Aufrichtigkeit.

»Meinst du wirklich, dass ich weitermachen soll, Therese?«, fragte Marie zaghaft. »Oder sagst du das nur, damit du nicht das einzige Mädels in unserem Semester bist?«

Therese legte alle Bitterkeit, die der Gedanke an ein Studium und Examen ohne ihre Freundin bei ihr auslöste, in den Ausdruck ihrer tiefbraunen Augen.

»Ja, du hast recht, Marie. Ich will nicht allein sein. Aber es geht auch um dich. Du darfst jetzt nicht aufgeben, komm mit mir zurück!«, flüsterte sie.

In der Ferne sahen sie den Doppeldecker auf ihrer Straßenseite heranrollen.

»Da ist er«, sagte Therese enttäuscht. Jetzt blieb ihr keine Zeit mehr, um Marie zu überzeugen. Aber als sie die Ziffer über der Windschutzscheibe erkannte, schöpfte sie neue Hoffnung. »Das ist meine Sechzehn. Der fährt zum Ku'damm, nicht in deine Richtung.« Jetzt würde sie Marie zum Umkehren bewegen. »Du willst doch nicht noch weiter hier in der Kälte auf die Elf warten? Wer weiß, wann die kommt. Bis dahin bist du schon erfroren.«

Marie schüttelte den Kopf: »Nein, das dauert mir zu lange, ich nehme jetzt einfach den Umweg in Kauf.«

Kurz bevor Marie den Fuß auf die unterste Metallstufe setzte, hielt sie inne und drehte sich zu Therese um.

»Was soll das denn, Fräulein? Sie blockieren ja den Einstieg«, rief ein älterer Student hinter ihr entrüstet. Marie trat beiseite, um ihn passieren zu lassen, und drehte sich um. »Bis bald, Therese!«

Therese schluckte. Dann sagte sie mit fester Stimme in das Gesicht ihrer Freundin: »Bis morgen, Marie. Versprich es!« Und als Marie nicht antwortete, setzte sie nach: »Lass mich nicht alleine mit diesen Schakalen!«

Maries Augen weiteten sich. Ein kurzes Zögern, dann kam die Antwort: »Das ist nicht fair, aber ich bleibe!«

Sie sprang von dem Trittbrett herunter.

Therese musste lächeln. Sie wusste, dass ihr Gesicht sich dadurch grotesk verzog. In Maries Augen sah sie kurz das übliche Mitleid aufblitzen, wie immer, wenn sie ihre Mimik nicht im Griff hatte.

»Nur dir zuliebe!«, sagte sie.

Dann schlossen sich die Türen des Autobusses mit einem lauten Zischen, und er fuhr ruckartig an. Vermutlich war es wirklich nicht fair, dachte Therese, während sie ihm nachsah. Das helle Gelb seiner Lackierung verschwamm mit dem milchigen Himmel, als er Richtung Westen rollte. Therese drehte sich um und blickte wieder auf ihre Uhr. Schon elf Uhr dreißig!

»Jetzt müssen wir uns aber wirklich beeilen.«

Die kleine Villa in der Boltzmannstraße war einen strammen Fußmarsch von fünf Minuten entfernt. Beide zogen sich ihre Röcke etwas höher und rannten los.

Professor Sternberg hörte zwar abrupt auf zu sprechen, als sie den provisorischen Hörsaal, das ehemalige Wohnzimmer einer Jugendstilvilla, betraten. Doch dann machte er nur eine Kopfbewegung in Richtung der freien Stühle in einer der hinteren Reihen und sprach, ohne weiter von ihnen Notiz zu nehmen, seinen Satz zu Ende. Sofort fühlte Therese, wie sich eine wohltuende Wärme in ihren Gliedern ausbreitete. In einer Ecke des holzvertäfelten Raums bullerte ein Kohleofen, und die Körper der vielen jungen Männer taten ihr Übriges, um die Luft aufzuheizen. Sie spürte sogar das Bedürfnis, ihren Mantel auszuziehen. Ihr Sitznachbar streckte die Hand aus, um ihr behilflich zu sein. Erstaunt sah sie ihn an. Jetzt erst bemerkte sie das strahlende Königsblau. In dem Pullover steckte derselbe Kommilitone, den sie bereits morgens angetroffen hatte. Natürlich kannte sie schon lange seinen Namen, denn insgesamt waren sie in ihrem Semester nur achtzig Studenten. Aber er hatte sie bisher nie beachtet.

»Na, wieder die Bahn verpasst?«, flüsterte er jetzt mit einem netten Grinsen im Gesicht. Therese senkte den Kopf und klappte den winzigen Tisch aus der Armlehne. Sie war es nicht gewohnt, dass einer ihrer Kommilitonen so freundlich zu ihr war. Wie sollte sie darauf reagieren? Sie legte ihren Block auf den Klapptisch, zückte den Stift und tat so, als würde sie den Worten des Professors lauschen.

Bloß nicht lächeln, befahl sie sich. Sonst sieht er mich nie wieder an.

Gisela

Engelmann sucht Schneiderinnen.«

Anna Liedke legte ihrer Tochter die Zeitung mit den Stellenanzeigen auf den Küchentisch. Als sie bemerkte, dass Gisela die Augen verdrehte, fügte sie hinzu: »Ich weiß, was du sagen willst. Aber es handelt sich um ein alteingesessenes Modeunternehmen und immer noch eine gute Adresse!«

Während Gisela die blau eingekringelte Anzeige las, schnitt Anna schweigend eine Scheibe Brot ab, bestrich sie mit Butter und legte vier Scheiben Salami darauf. Gisela sah von der Zeitung auf.

»Vier Scheiben Salami? Willst du mich bestechen?«

Anna antwortete nicht, sondern hob nur die Schultern. Dann schnitt sie die Stulle in vier Teile und schob den Teller auf der grün schraffierten Wachstuchdecke vor Giselas Platz.

»Engelmann: Der Name stand schon immer für den Inbegriff der Biederkeit«, sagte Gisela, dann las sie den Anzeigentext laut vor: »Wir stellen ein: Zwei Schneiderinnen und ein Lehrling für unsere Damenkonfektion, per 1. April.«

Anna drehte sich zum Herd um und stocherte mit einer Zange in der Glut. Sie hantierte mit den Herdringen und setzte den Wasserkessel auf.

»Soll ich Kohlen hochholen?«, fragte Gisela mit einem Blick auf den fast leeren Blecheimer in der Ecke.

»Vielleicht später, im Moment habe ich noch genug Briketts oben.«

»Es wird wirklich Zeit, dass wir einen Elektroherd bekommen, Mutti«, sagte Gisela. »Sogar Frau Kalinke hat schon einen. Das macht den Alltag so viel einfacher.«

»Ich weiß ja, dass dir im Moment andere Dinge durch den Kopf gehen«, sagte Anna, ohne auf das Thema der veralteten Küchenausstattung einzugehen. »Deine Hochzeit, das Brautkleid, wo Felix' Familie untergebracht wird ... aber von irgendetwas müsst ihr doch leben!« Sie wischte sich die Hände an ihrer Schürze ab und schob eine grau melierte Strähne hinter das Ohr. »Da steht eine Telefonnummer. Am besten rufst du gleich mal an!«

Gisela nahm eine Salamischnitte vom Teller und biss hinein. Sie wusste, dass sie dringend eine neue Stelle brauchte, seit ihre Lehrmeisterin ihr angekündigt hatte, bald nach Hamburg zu ihrer Schwester zu ziehen. Sie würde die Schneiderei schließen, und dann stand Gisela auf der Straße. Felix, ihr Bräutigam, war Student. Er stand zwar kurz vor seinem Diplom, aber zum Familieneinkommen konnte er noch nichts beitragen. Und wie sollten sie eine gemeinsame Wohnung finden, wenn sie